

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 5 (1929-1930)
Heft: 2

Artikel: Hinter Klostermauern : Erinnerungen eines Ex-Novizen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065107>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

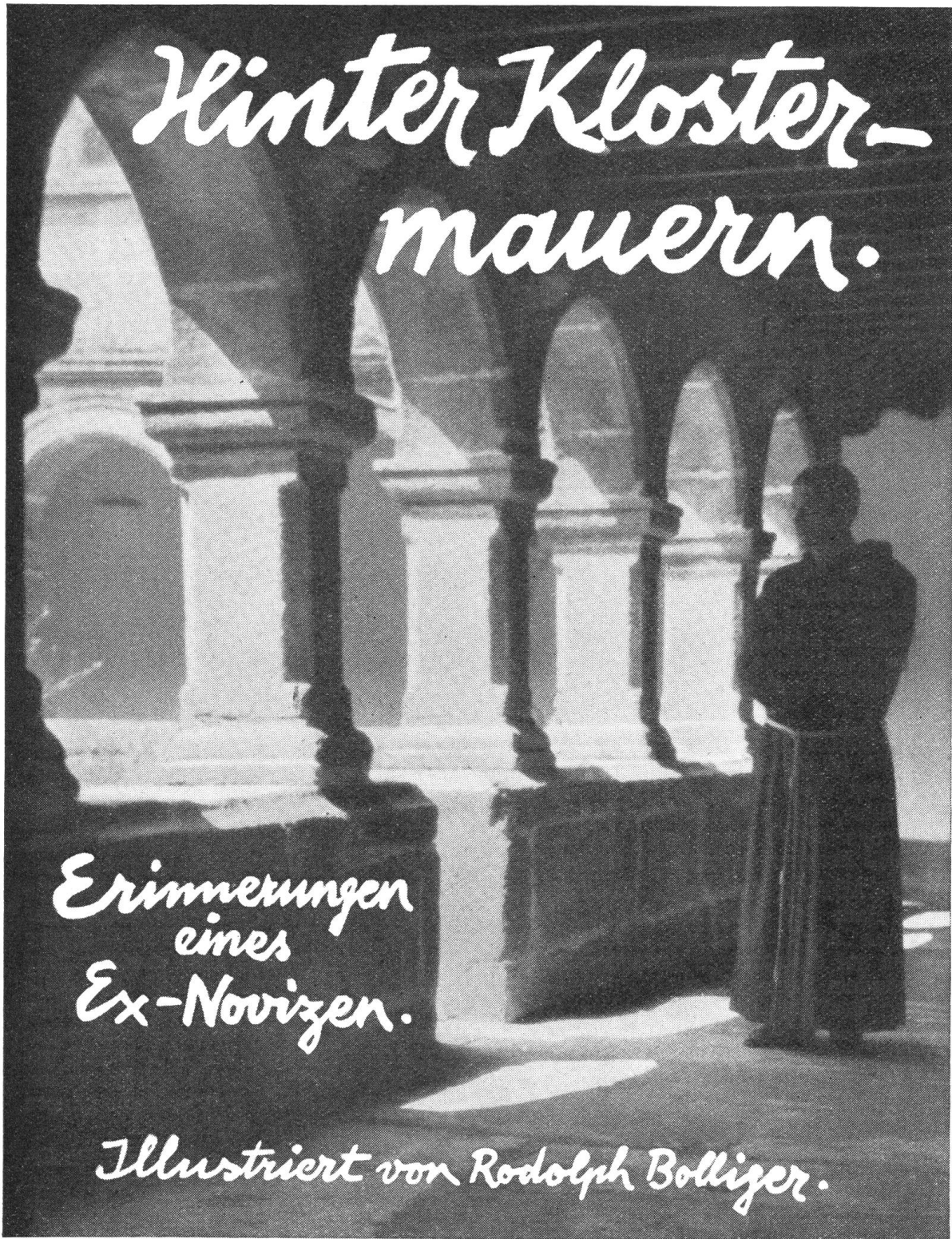
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kleine Vorgeschichte
Als ich noch ein kleiner Käsehoch
war, hatte ich fest im Sinn, später
einmal Arzt zu werden.

«Warum gerade Arzt?» fragte mein
Vater einmal.

«Ach — unser Doktor ist doch ein so
hilfreicher Mann!» sagte ich. «Und

dann...» Nein, das weitere behielt ich für mich. Ich dachte: Unser Doktor ist auch der einzige im Dorfe, der wirklich reich ist und auf einem Auto fährt.

Meine Mutter schüttelte zu all dem nur den Kopf, o, sie hätte ja so gern einen Pfarrer aus mir gemacht!

Später, als ich zu den Kapuzinern auf die Lateinschule kam, nahm die ganze Sache wie von selbst eine andere Wendung. Diese freundlichen und immer fröhlichen Lehrer mit ihren schokoladenbraunen Kutten und ihren struppigen Bärten wurden mir nach und nach recht lieb, ich vermochte nichts dagegen. Das Beten und Bravsein hatte ich sozusagen in die Wiege mitbekommen, und so kam alles, wie es kommen musste.

Gegen Ende des sechsten Kloster-schuljahres hatten wir wieder einmal Exerzitien: Drei Tage Gebet und fromme Lesungen, dreitägiges Stillschweigen wie im Grab und dazu täglich vier erbauliche Predigten. Am dritten Tage predigte uns der Pater vom Sinne des Lebens. Dieser Sinn liege ganz im Jenseits, in der ewigen Glückseligkeit. Unsere ganze Erdenwanderschaft sei nichts weiter als ein mühseliges Abverdienen des ewigen Himmelslohnes. Da sei denn doch kein Opfer zu schwer, und wenn einer auch alle Herrlichkeiten und Eitelkeiten dieser Welt drangäbe, so wäre das wahrhaftig noch ein kluger und sehr vorteilhafter Tausch: Vergängliches um Ewiges! — Der fromme Mann plauderte uns das alles so klar und mit so warmen Worten vor, dass es wirklich keine Widerrede mehr gab. Und sein Erfolg: Nach dieser Predigt schlichen sich zwölf Sechstklässler auf das Zimmerchen des Exerzitienmeisters, jeder ohne das Mit-

wissen der andern, um sich fürs Noviziat aufschreiben zu lassen. Ich selber war auch darunter, und wir hielten uns alle für berufen.

Wie wird meine Mutter eine Freude haben! dachte ich. Und dann: So ein Ordensmann hat es, wenigstens was das äussere Ergehen betrifft, gar nicht übel; denn solange er nicht Oberer ist, braucht er sich weder um Nahrung noch um Kleidung zu sorgen, einen äussern Existenzkampf gibt es für ihn eigentlich gar nicht. Und was die Hauptsache ist: Ich spürte in mir wirklich einen mächtigen Drang zum klösterlichen Leben. Ich sah mich schon in einem Beichtstuhl sitzen und der sündenbeladenen Menschheit Trost spenden. Ich sah mich schon auf einer Kanzel stehen, ein Advokat Gottes, vor einer überfüllten Kirche die ewigen Wahrheiten verteidigend. Daneben würde ich mich vielleicht den Wissenschaften widmen, oder ich würde als begeisterter Missionar das Licht der Wahrheit in die dunkelsten Erdteile tragen, oder... Kurzum, das alles musste doch etwas Herrliches und Grosses sein!

So ungefähr dachten wir damals alle.

Fröhliche Einfahrt

Die Welt sieht nie schöner und verführerischer aus als in dem Augenblick, da man Abschied von ihr nehmen soll. Das haben wir Novizen-Aspiranten am Tag unseres Eintritts ins Kloster am eigenen Leib erfahren.

Nach zweimonatigen Sommerferien war der grosse Tag endlich gekommen.

Am Vorabend trafen wir alle in Luzern ein. Im Bahnhofrestaurant speisten wir miteinander zu Nacht — zweite Klasse, versteht sich, denn wir wollten

uns noch einmal als freie Menschen und grosse Herren fühlen, und das war die allerletzte Gelegenheit dazu. Walter Graber, eines reichen Vaters Sohn, stellte kennerisch das Menu zusammen und bezahlte hernach auch grossartig die ganze Zeche. Später trieben wir uns noch neugierig in der Stadt herum, hörten ein Gartenkonzert und sahen uns in einem Kino atemlos einen spannenden Wildwester an. Jawohl, wir wollten noch einmal ein bisschen Mensch sein und ins Leben beissen — ganz in Ehren, natürlich, aber doch...

Gegen Mitternacht klopfen wir in einem bessern Hotel an, um da, vielleicht zum letztenmal im Leben, ein möglichst weiches Bett für die Nacht zu bekommen. Ins Fremdenbuch schrieben wir uns alle mit der saubersten Handschrift ein. Als Reiseziel nannten die meisten irgendeinen weltverlorenen Ort im Tessin oder in der französischen Schweiz. Ich freilich schrieb deutlich und aufrichtig: «Kloster Wesemlin» und dachte: Der Herr Hotelier wird Augen machen!

Der andere Tag, ein wundervoller Spätsommertag, gehörte noch bis 5 Uhr abends uns.

«Nun wollen wir noch einmal nach Herzenslust schwimmen und gondeln!» sagten wir zueinander. Gesagt, getan! Und so verträdelten wir diesen halben Tag noch in der Badanstalt am Strand und mit schaukelnden Gondelfahrten kreuz und quer über den See.

Gegen Abend sammelten wir uns vor der Badanstalt. Es war höchste Zeit! Da kam einem von uns jäh ein famoser Gedanke: «Wisst ihr was?» lachte er. «Wir nehmen drei Taxi! Das ist dann erst die richtige Fahrt aus der Welt ins

Kloster, in den Polstern eines Taxameters!»

Aber einige von uns schüttelten die Köpfe und schritten dann tapfer aus, den Hang hinan, Richtung Kloster Wesemlin. Ihnen zitterten wohl schon die Knie, und da brachten sie für diesen harmlosen letzten Spass den Mut nicht mehr auf.

Wir waren noch unser sieben, die stehen blieben und auf eine Fahrgelegenheit warteten. Da surrten richtig gerade zwei leere Taxameter heran. Wir stiegen ein, streckten uns in den Polstern wie Millionäre aus und befahlen: Kloster Wesemlin! Die Chauffeure musterten uns mit seltsamen Blicken. Dann ging die Fahrt sausend zur Stadt hinaus, um schwindlige Kurven herum und dann bergan, bis dicht vor die Klosterpforte. Das war die erste Autofahrt meines Lebens, und ich genoss und kostete sie aus, als ob es auch meine letzte sein würde. Die Chauffeure bekamen über das Fahrgeld hinaus von jedem noch ein saftiges Trinkgeld. Diese paar lumpigen Nickel würden ja nachher doch nicht mehr unser sein, dachten wir. Und nicht genug damit, ich griff auch noch in meine Rocktasche, zog ein ledernes Etui mit den besten Brissagos heraus und streckte den ganzen Kram unserm Chauffeur hin. Ich wusste ja, dass es nun auch mit meiner jungen Raucherleidenschaft für ein paar Jahre ein Ende haben würde. Der Chauffeur zauderte einen Augenblick; aber dann schien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen, und er griff herzhaft zu.

Da schlug es irgendwoher 5 Uhr. Robert Kühl, der älteste von uns, der dann später Frater Jukundus hiess, zog mutig



„Legt mit euern weltlichen Kleidern auch euren alten weltlichen Menschen ab . . .“

die Pfortenglocke. Bruder Leo, der graubärtige Pförtner, öffnete uns, lachte schalkhaft übers ganze Gesicht und spassete: « So, so — habt ihr wacker Herzklopfen? Keine Angst! Wir sind keine Menschenfresser. Und jetzt — herein, nur herein! »

Im Kreuzgang kam uns schon der Pater Novizenmeister entgegen, mit rauschender Kutte und klingelndem Rosenkranz. Er drückte jedem einzeln die Hand und lächelte uns wie ein Vater an. Dann wies er im Novizenflügel jedem seine Zelle zu, damit wir unsere paar Sachen gleich ablegen konnten. Als ich in dieses schmale, ärmliche Verliess trat, gewahrte ich auf dem frischgestopften Strohsack ein nagelneues, grobes härenes Hemd. Schnell strich ich mit der flachen Hand darüber, um es auf seine Feinheit zu prüfen. Ich musste lächeln, konnte es aber doch nicht hindern, dass meinen ganzen Körper jäh eine frostige Gänsehaut überlief...

Etwa nach einer Stunde trafen plötzlich noch vier weitere Novizen ein, vier Welschschweizer. Die guten Kerle hatten sich verspätet. Vom Bahnhof aus hatten sie einen prächtigen weissen Klosterbau auf der Anhöhe schimmern sehen und waren schnurstracks in seiner Richtung den Berg hinangekeucht. Als sie aber oben die Pfortenglocke zogen, siehe, da öffnete ihnen eine verschüchterte bleiche Nonne. Sie standen vor dem Frauenkloster St. Anna. Da seien sie alle über und über rot geworden, hätten dann aber laut aufgelacht und schliesslich um die Begleitung des Klosterknechts gebeten. Dieser führte sie dann vor die richtige Türe. — Wegen dieses ulkigen

Abenteuers lachten wir unsere « Franzosen » hernach noch wochenlang schallend aus.

Arm wie eine Kirchenmaus

Während der ersten acht Tage hielt man uns im Kloster noch wie Gäste. Wir liefen noch in unsern weltlichen Kleidern, in gebügelten Hosen und starrem Stehkragen herum, und das war oft ein ausgesucht drolliger Anblick. Besonders ich nahm mich mit meinen langen lockigen Haaren in dieser klösterlichen Umgebung sehr sonderbar aus, und am sonderbarsten, wenn ich so mit « fliegender Mähne » in der Kirche die Altäre schmücken half oder im Chor den Parkettboden spiegelglänzend blochte.

Während dieser acht Tage konnten wir uns auch irgendeinen Namen auswählen, den wir inskünftig statt unseres hergebrachten Taufnamens tragen sollten. Ich, als heimatliebender St. Galler, entschied mich ohne langes Zaudern für den Namen unseres Landesheiligen. « Frater Gallus », sagte ich leise vor mich hin und vermerkte mit Schmunzeln, dass das gar nicht so übel klang...

Am neunten Tage knieten wir alle im Kirchlein vor dem Hochaltar und liessen die Einkleidungsfeierlichkeiten über uns ergehen. Das Kirchenschiff war voll andächtigen und schaulustigen Volkes. Der Novizenmeister redete zuerst von der Grösse und Wichtigkeit des Tages und unseres Vorhabens zu uns. Dann nahm er eine dieser schweren, langen braunen Kutten vom Altartisch, trat auf mich zu, stülpte mir das rauhe Gewand über den Kopf und sprach dazu einen lateinischen Text, der etwa folgenden Sinn hatte:



„«So, habt ihr wacker Herzklopfen?» lachte der Pförtner . . .“

«Frater Gallus, ich bekleide Euch mit dem Kleide der Heiligkeit. Legt mit Euren weltlichen Kleidern auch Euern alten, weltlichen Menschen ab, und ziehet mit diesem neuen Gewand auch einen neuen und bessern Menschen an!»

Das wiederholte er vor jedem Novizen, sechzehnmal, und jedesmal griff uns der Spruch seltsam heiss und gruselnd ans Herz.

So hatte man uns nun schon der Kleider und — im Scherz zu reden — des guten Namens beraubt. Und am gleichen Nachmittag nahm man uns nun auch noch das letzte, was noch irgendwie an Augenlust und Hoffahrt des Lebens erinnerte: die lockige Pracht unserer Haare.

Wir standen im Klostergarten um eine hohe, weitästige Tanne herum, und da

ich von meinem Vater her die Schere einigermaßen zu handhaben verstand, ernannte man mich zum Oberhaarschneider. Wahrhaftig, ich leistete ganze Arbeit. Nach zwei knappen Stunden schritten meine 15 Mitbrüder schon alle mit mauskahlen Schädeln im Garten auf und ab, nur dass jedem noch ein zweifingerbreites Haarkränzchen über den Ohren rings um den Kopf lief, wie es die Ordenssatzungen verlangten. Dann kam endlich auch ich an die Reihe. Aber Frater Jukundus war durchaus kein Meister der Haarschneidekunst, und so schnitzelte er mir ein Kränzchen um den Kopf, dass es ein wahrer Graus war.

(Von diesem Tag an kam auch nie mehr ein Rasiermesser in unser Gesicht. Wir liessen unsere Schnäuze und Bärte wachsen und wuchern, und Frater Ju-

kund ärgerte sich heimlich fast zu Tode, als er nach ein paar Tagen feststellen musste, dass ihm der Bart in dicken Borsten und feuerrot aus dem Kiefer schoss. Er war eben damals in der Tugend der Demut noch ein Stümper und Anfänger.)

Gegen Abend sass ich, aus einem frommen Buche lesend, in meiner Zelle und grübelte zwischenhinein über die Ereignisse dieses seltsamen Tages nach. Ja, nun waren wir wirklich arm geworden. Und auch diese vier Wände mit all dem wenigen, was darin war, das Bett mit dem knisternden Strohsack, das schmale Pültchen, der alte Stuhl, der engbrüstige Wandschrank und die paar vergilbten Heiligenbilder an den Wänden — alles passte prächtig zu unserer Armut. Ich drehte mich ein paarmal in der Zelle rund herum, betrachtete meine armseligen Siebensachen und musste lächeln.

Vor mir auf dem Pult lag eine Photographie meines Elternhauses: Ein breites, behäbiges Bauerngehöft, das seine zwanzig Kühe nährte. Ich lächelte abermals und legte das Bild zuunterst in ein Schublädchen. Denn auch meiner Heimat hatte ich nun ja so gut wie abgeschworen, und nicht mehr lange, so würde ich sogar auf mein Erbteil verzichten müssen — entweder zugunsten meiner Geschwister oder des Klosters, das stand mir frei. Aber — so oder so — ich selber war enterbt.

Da klopfte jemand dreimal an meine Zellentüre.

« Ave! » rief ich.

Es war der Novizenmeister. Er öffnete die Tür einen Spalt weit und reichte mir einen Brief herein. Dann entfernte er sich wieder. Ich blickte auf den Brief und stutzte: Ein Brief von der Mutter,

und er war — aufgeschnitten! — Ja. Sogar diesen letzten Besitz, die zartesten Rechte der leiblichen Kindschaft, hatten wir drangegeben, freudig drangegeben. Denn erst das war die richtige, die äusserste Armut, sagten wir uns.

Jetzt fiel mir ein, dass sich unter den paar Sachen, die ich aus der Welt ins Kloster mithereingebracht hatte, auch ein kostbarer Füllfederhalter befand. Das Gewissen wurmte mich, denn ich dachte mir, dieser Füller sei doch eigentlich auch ein recht luxuriöses Ding. Und war er im Grunde nicht sehr leicht zu entbehren? Also steckte ich ihn in meinen Brustlatz, lief durch den langen Korridor vor die Zelle des Novizenmeisters und klopfte dreimal an die Türe.

« Ave! » scholl es von innen heraus.

Ich öffnete die Tür einen Spalt weit, fiel auf die Knie, küsste die Schwelle (oder berührte sie wenigstens flüchtig mit der Stirn) und fragte: « Darf ich um Gottes Willen ein Wort sagen? »

« Ja », sagte drinnen der Novizenmeister.

Ich trat ein, fiel abermals auf die Knie, küsste den Fussboden und brachte in dieser knieenden Stellung mein Anliegen vor.

Der Novizenmeister griff lächelnd nach dem Füller, drehte ihn ein Weilchen in den Fingern, gab ihn mir dann wieder zurück und scherzte: « Nein, nein — so furchtbar ernst ist es denn doch nicht gemeint. Und wenn Ihr Euer Herz nie an schlimmere Dinge hängt... »

Mit diesem Tage hatte für uns übrigens der strenge, unerbittliche Klosteralltag begonnen. Man spannte uns von Anfang an tüchtig ins Geschirr. Denn übers Jahr, wenn wir die Gelübde ab-

legen würden, sollten wir in den Satzungen des Ordens gründlich Bescheid wissen, damit ja keiner mit verbundenen Augen und ungeprüft in ein Leben voll Härten und Entsagungen, aber auch voll Liebe und kleiner Glückseligkeiten tappe...

B e t e n . . .

Etwa fünf volle Tagesstunden brachten wir ausschliesslich im Gebet zu. Das war für den Anfang, wo uns noch so viele Flausen und schlimme Weltlichkeiten durch die Köpfe schwirrten, eine bittere Schule.

Frater Jukund, unser Aeltester, hatte auf seinem Pültchen einen Wecker stehen. Er allein. Wir andern hatten sogar unsere Sackuhr dem Novizenmeister zur Verwahrung abgegeben. Der Zeiger auf Frater Jukunds Wecker stand immer prompt auf halb 5 Uhr, und kaum dass diese heillose Lärmbüchse am Morgen zu schrillen begonnen hatte, lief Frater Jukund schon durch den Korridor, pochte an jede Zellentüre und horchte nach jedem Gepöck auf die Antwort von innen. Das Rascheln des Strohsackes war ihm Antwort genug, und Frater Jukund lief weiter, in den Waschraum unter den Wasserstrahl.

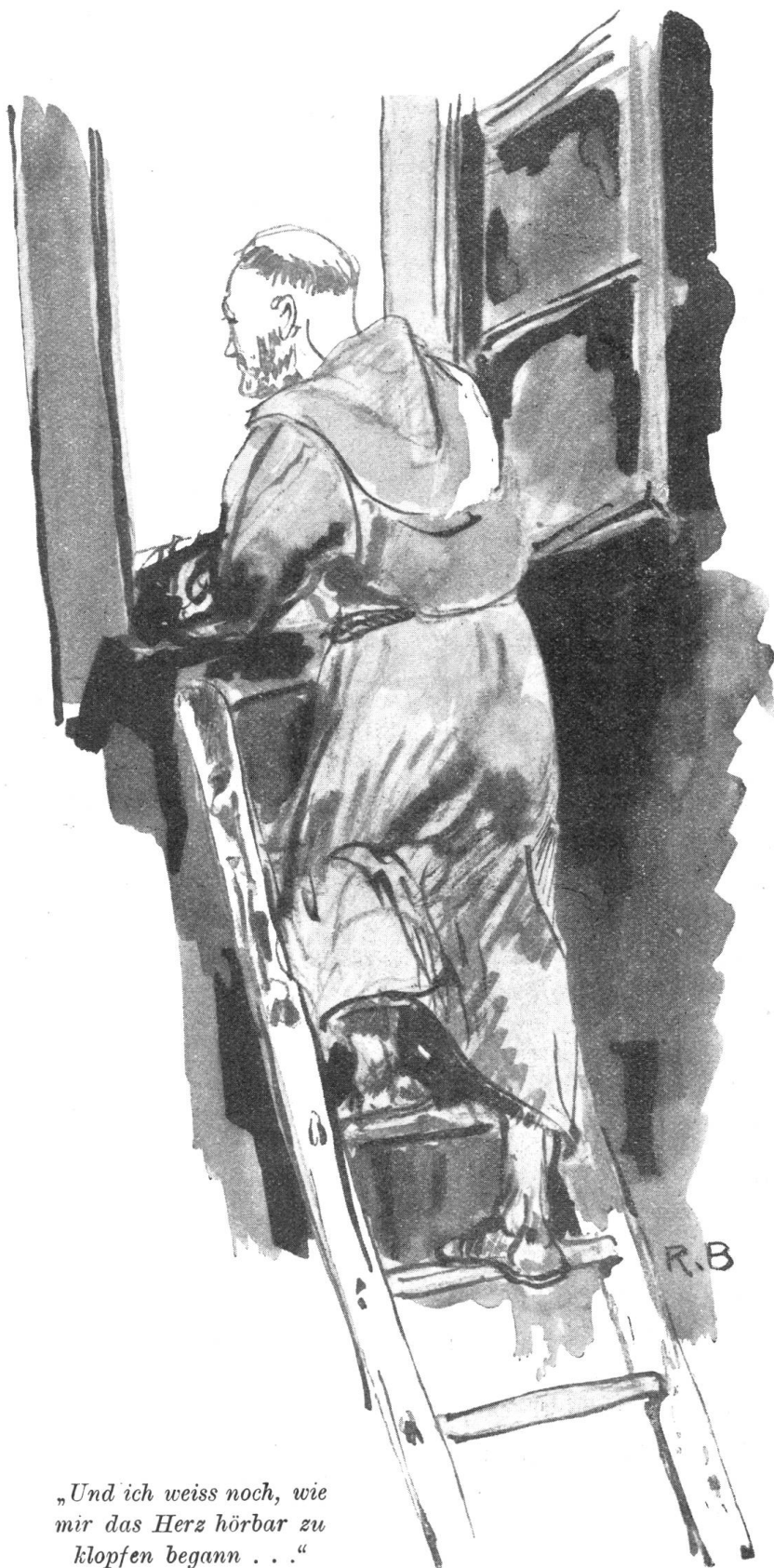
Aber eines Morgens, als Frater Jukund wieder einmal mit doppelter Wucht an meine Zellentür hämmerte, lag ich noch so warm und so himmlisch weich in den Halmen, dass ich mir im Augenblick wirklich keinen Zwang antun mochte. Und richtig, ich schlief wieder ein.

Als ich hernach, reichlich verspätet, ins Chor hinunterkam, hatte das Chorgebet schon begonnen. Das mächtige Psalmenbuch mit den fast fingergrossen

Buchstaben lag mitten im Chor auf dem mehr als mannshohen Pult schon aufgeschlagen. Wir standen in loser Viererkolonne dahinter und beteten der Reihe nach Psalm um Psalm herunter, eintönig und so laut, dass der seltsame Gesang im Kirchenschiff draussen gewaltig widerhallte. Ich stand dicht unter dem Psalmenbuch und wendete, wie es während dieser Woche mein Amt war, mit einem langen, stilettartigen Holz die Blätter. Ich war an diesem Morgen sehr zerstreut. Bald machte ich mir Vorwürfe über meine faule Verspätung, bald lauschte ich auf das immer voller anschwellende Getön der fünfzehn Stimmen hinter mir und dachte, dass wir mit diesem Gebet, das den Himmel versöhnte und aller Welt zugute kam, doch auch so etwas wie eine grosse soziale Tat verrichteten.

Plötzlich stupfte mich mein Hintermann in den Rücken, und ich merkte gleich, dass ich das Blatt im richtigen Moment zu wenden vergessen hatte. Der Gesang der Fünfzehn stockte. Ich fuhr mit dem Wendholz blitzhurtig empor: zisch! — und das Blatt war herum, aber es hatte auch seiner ganzen Höhe nach einen langen klaffenden Riss...

Am gleichen Vormittag, noch ehe Frater Jukund uns zum Unterricht ins Schulzimmer zusammenklingelte, kniete ich in der Zelle des Novizenmeisters und tat, was in diesem Falle nach allgemeinem klösterlichem Brauch meine Pflicht war. Ich beugte mich tief vornüber und klagte mich meines Vergehens an: « Ich bekenne meine Schuld, dass ich so fehlerhaft und ungeschickt bin, dass ich von allem so wenig weiss und so wenig kann, besonders aber klage ich mich an, dass ich mich aus Nachlässigkeit verschlafen



*„Und ich weiss noch, wie
mir das Herz hörbar zu
klopfen begann . . .“*

habe und dass ich, ebenfalls aus Nachlässigkeit, einen Riss ins grosse Psalterium gemacht habe. Ich bitte demütig um eine heilsame Busse, damit ich mich in Zukunft bessern kann.»

«Steht auf!» sagte der Novizenmeister. Dann verwies er mir mein nachlässiges Wesen, lobte aber am Schlusse doch meine Aufrichtigkeit. Die Busse erliess er mir für diesmal ganz.

Während seines Zuspruchs hatte ich über seinen Kopf weg immerfort an die Wand gestarrt. Dort hingen zwei kleine Gemälde, von denen das eine die Jungfrau Maria und das andere unsere Stamm-mutter Eva darstellte. Dieses zweite Bild nahm mich ganz in seinen Bann. Eva stand da, einen Arm um den Paradiesesbaum geschlungen, fast ein wenig üppig und nur mit einem Tierfell lose bekleidet, so dass sich die Linien ihres Körpers mit den Blicken unschwer abtasten liessen. Es wehte mich ein seltsamer, schwüler und süsser Hauch an, und als ich hernach schon wieder in

meiner Zelle in das Studium der Ordensregel vertieft sass, war ich ob dieses wunderbaren Gemäldes noch immer voll innerer Qual und Unruhe. Eva, das Weib, hatte vor mir gestanden. Und als meine Unruhe von Minute zu Minute immer schwüler und peinlicher wurde, tat ich, was der Novizenmeister uns für ähnliche Fälle empfohlen hatte: Ich lief in den Waschraum, stürzte mich in ein fast siedendheisses Bad und brühte mir so alle Unruhe aus dem Leibe.

Um diese Zeit begann für mich der eigentliche Kampf gegen die Welt, der Kampf des « Guten wider das Böse », wie ich es ganz einfach und vielleicht ein wenig fälschlicherweise nannte. Ich erinnere mich einer Nacht, da ich jäh vom Strohsack aufsprang und mich weit zum Zellenfenster hinauslehnte. Ich hatte von einer längst überwundenen harmlosen Knabenliebe geträumt, und nun war mein ganzes Innere wie ein aufgepflügter Acker. Ich schüttelte mich, als ob ich die heisse härene Kutte von mir abschütteln wollte (wir schliefen nachts in einer Kutte), und atmete gierig die kühle Nachtluft ein. War denn all das Herrliche, das wir fast mit Abscheu « die Welt » nannten, war das alles nicht auch aus der Hand Gottes hervorgegangen? Es brauchte ja nicht gerade die Welt des Lasters und der ausschweifenden Genüsse zu sein! Es gab daneben noch... Aber nein! Jetzt galt es vor allem, meiner Berufung treu zu bleiben! Nein, so leicht sollte mich der Teufel denn doch nicht erwischen! Und ich sprach ein Gebet und warf mich, ruhiger und tapferer geworden, wieder aufs Stroh.

. . . und arbeiten

« Für junge Novizen ist es gar nicht gut, wenn ihnen zwischen Schule und Chorgebet etwa zuviel freie Zeit zum Tändeln bleibt », sagte der Novizenmeister eines Tages zu uns. « Man kommt leicht auf müssige Gedanken und leidet Schaden an der Seele. »

Dann teilte er jedem von uns ein Sonderämtdchen zu, irgendeine Arbeit in der Kirche oder im Kloster, die uns während der freien Zeit, zumal über die Mittagsstunden, zerstreuen und vielleicht sogar körperlich ertüchtigen sollte.

Da war ein ganzes Heer von Topfblumen, die sorglich und mit Hingabe betreut sein wollten. Das Wallfahrtskirchlein musste wöchentlich dreimal gewischt und das Gestühl jeden Tag abgestaubt werden. Es waren vier Altäre da, die man jeden zweiten oder dritten Tag wieder neu zu schmücken hatte. Der Parkettboden im Chor schrie förmlich nach Stahlspänen, nach Wichse und besonders nach der täglichen Liebkosung des Blochers. Für vorüberreisende Patres und andere geistliche oder weltliche Gäste standen in unserm Kloster jederzeit eine Anzahl Zimmer bereit, und auch diese machten Anspruch auf ein paar flinke fleissige Hände. Kurz, es gab hundert Dinge und Arbeiten, an denen wir so nebenbei unsere Geduld und unsern praktischen Sinn erproben konnten.

Zuletzt wandte sich der Novizenmeister an mich und sagte: « Ihr, Frater Gallus, könnt es vorläufig mit der Meteorologie probieren! »

So war ich also über Nacht zum Wetterwart geworden, und ich kam mir

wirklich ein wenig wie ein Auserwählter vor. Denn die Wetterstation auf dem Wesemlin hatte bereits ihren guten Ruf, und wer sich hier mit der Meteorologie abgab, der kam doch schon irgendwie mit der gelehrten Welt da draussen in rühmliche Beziehung.

Die paar Apparate, die nun meiner Hand und meinen Augen unterstellt waren, hatte ich bald lieb gewonnen. Sie brachten ein wenig Farbe und Klang in meinen eintönigen Klosteralltag. Dreimal des Tages kontrollierte ich den Druck und die Wärme der Luft. Ich sah dem Wind buchstäblich auf die Finger: von wannen er komme und wie mächtig er daherblase. Ich lief, sobald ein Regen gefallen war, ins Höfchen hinunter und merkte mir den Wasserstand im Regemesser. All die unterschiedlichen Ergebnisse kritzelte ich gewissenhaft in eine Tabelle ein, und jeden Mittag teilte ich durchs Telephon einem Beamten der Zentralanstalt alle Einzelheiten mit.

Abends, wenn die Sonne untergegangen war, stieg ich auf den Dachboden, kletterte eine Leiter empor und streckte den Kopf zum Dachfenster hinaus. Da oben war eine schlaue Vorrichtung angebracht, der Sonnenautograph, der dazu diente, Stärke und Dauer des täglichen Sonnenscheines aufs Haar genau zu kontrollieren. Nachdem ich diesen Apparat bedient hatte, lehnte ich oft noch eine geraume Weile übers Dach hinaus, besonders an schönen Abenden, und genoss die unvergleichliche Aussicht weit herum über die Stadt und den See. Und ich weiss noch, wie mir einmal das Herz hörbar zu klopfen begann, als ich mir dachte: Wie — wenn ich nun auch da unten in der Stadt oder irgendwo in der

weiten Welt da draussen unter diesen glücklichen Menschen hauste?

In diesem Augenblick ging unten ein Mann vorüber, irgend so ein abgerackelter Maurer oder Handlanger, wie mir schien, der recht übel aussah.

«Der glückliche Kerl!» dachte ich. «Wer weiss, vielleicht hat er nicht einmal genug zu beissen. Aber — er kann gehen, wo er will; er kann jauchzen und schimpfen und singen und fluchen, wie ihm gerade zumut ist. Der freie Mann! Während wir hier innen eigentlich wie hölzerne Jahrmarktpuppen nach einem Schnürchen zappeln und tanzen, die Hände erheben und wieder auf die Stirn fallen, alles im Gehorsam, alles auf fremden Wink und fast ohne eigene Verantwortung, wie Kinder, denen man noch nichts zutrauen kann... Wahrhaftig...»

Aber dann fuhr ich mir plötzlich mit der Hand an die Stirn. Was waren das für unziemliche und sündhafte Gedanken! Und ich schlug das Dachfenster hurtig wieder über mir zu und schalt mich einen Toren und unverbesserlichen Schwärmer.

Schuld und Sühne

Wenn wir Novizen einen Wochentag aus dem Kalender hätten streichen dürfen, so wäre es sicherlich der Freitag gewesen. Nicht etwa deshalb, weil der Freitag ein fleischloser Tag war; denn wir bekamen auch an andern Wochentagen und oft ganze Wochen hindurch keine Gabel voll Fleisch in den Teller. Aber der Freitag war der Tag des allgemeinen Schuldbekennens, und das war wirklich meistens eine heillos peinliche Sache.

Wieder einmal, als der Novizenmeister an einem Freitagvormittag zu uns ins Schulzimmer trat, befahl er schon unter der Türe: « Kniet nieder! »

Wir fielen alle wie hingemähte Halme zwischen unsern Bänken auf die Knie.

Der Novizenmeister schritt zum Pult, setzte seine strengste Miene auf und befahl abermals: « Frater Jukund, bekennet Eure Schuld! »

Frater Jukund beugte sich tief vor, so dass ihm der Kopf rot anlief, hustete zweimal und begann dann stotternd seine Selbstanklage. Er habe aus Unachtsamkeit zwei Blumentöpfe zertrümmert und sei eines Morgens zu spät ins Chor gekommen.

Nach ihm wurde Frater Engelbert aufgerufen, und auch er gestand ein paar Kleinigkeiten.

Zuletzt kam ich an die Reihe. Ich zuckte zusammen, fasste mich aber hurtig wieder und sprudelte den vorge-schriebenen Spruch herunter: « Ich bekenne meine Schuld, dass ich so fehlerhaft und ungeschickt bin, dass ich von allem so wenig weiss und so wenig kann, besonders klage ich mich an, dass ich... dass ich... »

Hier blieb ich stecken. Wahrhaftig, es wollte mir im Augenblick nichts einfallen; denn, weiss Gott, ich hatte während der vergangenen Woche wirklich sehr auf Zucht und Ordnung gehalten. Wie ich nun so stotterte und nicht weiter kam, konnte Frater Simon in der hintersten Bankreihe das Lachen nicht mehr verbeissen, er kicherte krampfhaft auf und steckte mit seiner Lustigkeit nach und nach auch die andern und zuletzt sogar mich selber an.

In meiner äussersten Not setzte ich

mutig noch einmal an, dachte, ich sei ein Schurke, und — log! Denn etwas musste ich ja schliesslich bekennen. « Ich habe in der Sakristei die Spinngewebe nicht heruntergewischt », sagte ich, und ich zuckte dabei mit keiner Wimper. Aber im gleichen Augenblick verachtete ich mich tief, und ich hatte das Gefühl, als ob ich von jetzt an nie mehr an meine wirkliche Berufung glauben könnte. Ich sah das alles ja mehr oder weniger wie ein Theater an. Ein Berufener aber müsste es ernst nehmen, heilig ernst, und lügen könnte er schon gar nicht, dachte ich. Nein, so konnte es nicht weitergehen. Ich passte wirklich nicht zu diesen Menschen da. Entweder war ich zu heuchlerisch oder zu gerade und zu aufrichtig; jedenfalls würde es nun bald mit meiner gutgemeinten Klosterherrlichkeit zu Ende sein — ich fühlte es.

Der Novizenmeister war ganz bleich geworden. Und plötzlich polterte seine Zurechtweisung wie ein richtiges Donnerwetter über unsere vorgebeugten Köpfe: Das sei der himmeltraurigste Tag, den er bis jetzt mit uns erlebt hätte. Das Leben in Armut, Keuschheit und Gehorsam sei wahrhaftig kein Spass, und wenn wir selber uns keiner Vergehen gegen die klösterliche Ordnung und Pflicht bewusst seien, so könne er uns schon damit aufwarten. Dann wusch er uns gehörig die Köpfe und schloss mit den Worten: « Weil ihr euch heute wirklich höchst beschämend benommen habt, werdet ihr nächste Woche auf den Diens-tagspaziergang verzichten. »

Als wir nach einer Stunde strengen Unterrichts aus dem Schulzimmer trotteten, liessen wir alle die Köpfe hängen.

Aus meinem Tagebuch

2. Dez. — Ein Tag voll Kampf, Himmel — Hölle — Welt — Einsamkeit!

*

4. Dez. — Manchmal möchte ich mich in den abgelegensten Gebirgswinkel verkriechen und wie ein heiliger Büsser leben. Dann zieht es mich wieder wie an hundert goldenen Ketten in die Welt, und ich möchte mich wie ein Wahnsinniger in alle Genüsse und Freuden des Lebens stürzen.

Ich fühle mich hier oft so verlassen wie in einem Grabe, und dann sehne ich mich unendlich nach Menschen und Sonne.

Ich möchte in einer Wüste geboren werden, mich dann in einen Urwald verirren, den vor mir noch kein Mensch betreten hat, und dann... Vielleicht, dass ich dann Gott fände...

*

7. Dez. — Alle acht Tage zur Beichte zu gehen — was ist das doch für eine Qual! Nicht deshalb, weil es Ueberwindung kostet. Im Gegenteil: Je grösser und schwärzer die Sünde, um so leichter das Bekenntnis! Denn so ein Bekenntnis ist dann wirklich eine Tat. Aber hier, in diesen vier Mauern, abgeschlossen von allem Leben der Welt, hier hat man ja gar keine Möglichkeit, zu sündigen! Und beichten sollte man dann doch...

*

8. Dez. — Wenn Frater Jukund beim Mittagessen immer tüchtig Wasser in sein Weinkrüglein schüttet und die besten Speisen unberührt an sich vorbeigehen lässt, dieser Asket, dann ärgert mich das heillos. Soll man denn nicht dankbar von allem kosten, was im Garten Gottes wächst? Wozu also dieses übertriebene Fasten und Durstleiden! Der Novizenmeister sagt ja selber: «Unsere Busse besteht nicht mehr wie in frühern Zeiten darin, dass man freiwillig Hunger leidet und sich bis aufs Blut geisselt, sondern in der tätigen Busse, darin, dass man seine Arbeitspflicht erfüllt und zum Wohl der Mitmenschen gesund bleibt.»

*

10. Dez. — Ich möchte nur ein einziges Mal zu zweit eine Stunde lang glücklich sein und dann — sterben.

*

12. Dez. — O dieses ewige gleichförmige Einerlei! Alles ist eingeteilt, alles geht wie am Schnürchen. Es ist, als ob man uns auch noch die Zahl der Atemzüge und das Tempo des Herzschlags vorschreiben möchte. Das ist doch kein Leben mehr!

Freilich, man hat immer zu tun, oft wird man kaum fertig mit all der Kopfarbeit. Und doch — ich hungere nach wirklichen Taten! Manchmal zöge ich eine grosse böse Tat dieser ewig gleichförmigen Tatlosigkeit vor.

*

15. Dez. — Nun bin ich ganz und gar zu einer wandelnden Lüge geworden.

(Diesen letzten Satz schrieb ich an dem Tage, da wir grosse Wäsche gehabt hatten. Wir hatten den ganzen Morgen wie richtige Waschweiber in der Waschküche gepflatscht und geklatscht und einander neben der strengen Wascharbeit auch tapfer mit blasigem Seifenwasser bespritzt. Es hätte ein recht fröhlicher Tag sein können, wenn es in meinem Innern ruhiger und geordneter ausgesehen hätte. Gegen Abend, als die Wäsche im Klostergarten an den langen Waschseilen schon lustig flatterte, bekamen wir zum Vesperbrot anstatt der üblichen Milch einen wackern Krug Wein. Ich muss dabei allzu gierig in meinen Gram und Schmerz hineingetrunknen haben; denn noch spät abends war es mir ganz wirr im Kopf. Und als ich endlich allein oben in meiner Zelle war, warf ich mich aufs Bett und weinte wohl eine Stunde lang wildschluchzend in mein Strohkissen.)

Das Lächeln der Frau Welt

Wie gesagt, das Noviziatsjahr war nur ein Probejahr. Wir konnten, wenn wir es für gut fanden, von einem Tag auf den andern unser Bündel schnüren und wieder dahin zurückkehren, von wo wir

gekommen waren. Man hätte uns sogar noch Glück auf den Weg gewünscht.

Es war vielleicht nach drei Monaten, als Frater Jukund eines Morgens unverhofft zu mir in die Zelle trat und sagte: « So, nun musst du mir halt noch einmal die Haare stutzen und den Bart scheren! »

Wie — er sagt nicht mehr « Ihr », sondern « du » zu mir? Das war doch gegen alle klösterliche Höflichkeit, auf die man so grosse Stücke hielt!

Er begriff meine Verblüffung und lächelte.

« Ja. Ich gehe wieder », sagte er, « und zwar heute noch! »

Da griff ich nach der Haarmaschine und schickte mich an, aus dem struppigen Kuttenmann wieder einen sauberen jungen Weltbürger zu machen.

« Aber — wieso denn eigentlich? » fragte ich plötzlich.

O, es sei seltsam. Zuerst sei ja alles prächtig gegangen, vielleicht nur zu prächtig. Aber nach und nach sei es wie ein Fieber über ihn gekommen. Er habe alles viel zu ernst und zu streng aufgefasst, das Fasten, das Beten und sogar die täglichen Freizeitarbeiten. Schliesslich habe er jeden Abend bei der Gewissenserforschung die bittersten Seelenqualen ausgestanden. Beichte, Schuld bekennen — alles sei ihm zuwenig gewesen, immer habe es ihn noch zu strengern Bussübungen und zu viel grösseren Werken der Heiligkeit hingezogen. — « Krankhafte Aengstlichkeit », habe der Novizenmeister schliesslich gesagt und dann hinzugefügt: « Euch kann höchstens die Welt wieder kurieren! »

Frater Jukund war der erste, der wieder aus der Kutte schlüpfte, aber nicht

der einzige und noch lange nicht der letzte.

Eines Tages kam auch Frater Gebhard zu mir, um seine paar blonden Barthärlein los zu werden. Als ich auch ihn ein wenig ins Gebet nahm, schüttelte er den Kopf: « Es ist nun halt einmal so. Wie es kam? Weiss Gott! Ich ging während des letzten Monats ein paarmal in die Stadt zum Zahnarzt. Da stand ich dann jedesmal für eine Stunde oder zwei sozusagen wieder auf eigenen Füssen, ich sah mir die Welt ein wenig an (mit andern Augen als früher, sage ich dir!), und... Ach was, wozu so viele Worte! Frau Welt hat mich angelächelt, immer und immer wieder, und ich fand, dass ihr Lächeln im Grund gar nicht so böse ist. »

« Aber — was willst du denn draussen beginnen? » fragte ich.

« Oh, » lachte er, « in der Welt gibt es tausend Wege! »

Kaum zwei Wochen später klopfte endlich auch Frater Simon an meine Zellentüre. Für ihn hielt ich die Schere schon bereit. Wir hatten ihn nur mehr den Hochzeitsfrater genannt, deshalb, weil er, sooft im Klosterkirchlein gehochzeitet wurde, unfehlbar dabei war und eifrig messdienerte. « Ein verflixt peinliches Amt! » scherzte er einmal zu mir. « Wenn du so Seite an Seite neben der hübschen Jungfer Braut kniest, ihren Atem und vielleicht sogar das Zittern ihrer Knie spürst und dabei denken musst: Hand weg, Simon! Augen zu, Simon! — Ach, wir Schwerenöter! Und haben doch gesunde Arme und Beine! » Dieses Scherzes hatte ich mich hin und wieder erinnert, und darum hielt ich nun die Schere für Frater Simon schon bereit.

«Darf ich ein Barthaar von dir in mein Tagebuch legen?» spassete ich jetzt. «Du kommst mir wie ein Heiliger vor — so recht wie ein Märtyrer der Liebe.»

«Trägt nichts ab,» lachte er, «und gib du nur auf deinen eigenen Bart recht acht!»

«Oho!» beehrte ich auf, «mich brächtest du mit hundert Rossen nicht mehr aus meiner Zelle heraus!»

Das war nun freilich sehr überheblich gesprochen. Ich hatte zwar heute wieder einmal einen recht guten Tag; aber trotzdem, ich spürte doch, dass es keine Kette mehr war, die mich im Kloster zurückhielt, sondern höchstens noch ein feiner, brüchiger Faden.

Und wirklich, eines Tages riss dieser Faden.

Dr. Raumer, der Direktor der meteorologischen Zentralanstalt, kam zu uns auf Besuch. Während des Mittagessens, als er im grossen Speisesaal so mitten unter uns Weltverächtern sass und mit uns aus der gleichen Platte und Schüssel schöpfte, er, der vielleicht ein Erzprotestant, ein moderner Heide oder gar ein offener Gottesleugner und Freimaurer war — da ruhte mein Blick immer und immer wieder auf ihm. War das nicht doch ein recht freundlicher, duldsamer und edel denkender Mensch? Vielleicht war er von unserer Lebensweise gar nicht sonderlich eingenommen; aber — einerlei — er liess uns gelten und verzog nicht einmal den Mund. War das nicht vielleicht grösser gedacht und edler gehandelt, als wir es vermochten, wir, die wir immer auf unsere allein seligma-

chende Wahrheit pochten und jeden anders Denkenden entweder herzlich bemitleideten oder uns gar vor ihm bekreuzten! Da sass nun ein Mann, der ganz anders war als wir, und nun sah ich es deutlich ein: Er war auch besser und einsichtiger und vor allem viel gerader und mutiger als wir.

Ich war an diesem Mittag unter denen, die die Speisen aufzutragen hatten. Als ich Dr. Raumer eine Platte voll Bratkartoffeln hinhielt, blickte er lächelnd zu mir auf. Im selben Augenblick war mir, als ob dieser Mann einen seltsam starken und bekömmlichen Duft um sich her verströmte — wirklich, er roch nach der Welt, aus der er zu uns gekommen war. Ich sog den Duft ein und spürte, dass er mir unendlich wohl tat.

Welt! — Ja. Aber nun hatte das Wort plötzlich einen ganz andern, viel hellern und reinern Sinn als bisher. Es klang unsäglich tapfer, es roch herrlich nach Wahrheit und Wirklichkeit und griff wie mit zwei lieben mütterlichen Händen nach mir.

Von dieser Stunde an gab es für mich kein Halten mehr. Es war genug Kampf und Zweifel vorausgegangen, nun ging alles ganz kampflos und ohne Trennungsschmerz.

Drei Tage später schlenderte auch ich mit frischgeschorenem Kopf den Klosterberg hinunter, der Stadt zu.

Ich war der Vierte. Ihrer drei taten es mir noch nach. Da waren wir also unser sieben — sieben von sechszehn — und zwar just jene sieben, die damals auf den beiden Taxametern so übermütig den Berg hinaufgefahren waren...